

Zeitschrift: Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode
Herausgeber: Zürcherische Schulsynode
Band: 69 (1902)

Artikel: Beilage IX : Eröffnungswort zur 69. ordentliche Schulsynode
Autor: Landolt, J.U.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-743505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beilage IX.

Eröffnungswort

zur

69. ordentlichen Schulsynode

von J. U. Landolt, Kilchberg.

Hochgeehrte Synodalen!

Zur heutigen Versammlung heisse ich Sie im Namen des Synodalvorstandes herzlich willkommen. —

Ich begrüsse im Namen der gesamten Lehrerschaft die Abgeordneten des h. Erziehungsrates, die Herren Erziehungsdirektor Locher, Dr. Keller und Seminardirektor Utzinger.

Ich heisse auch willkommen diejenigen Nicht-Synodalen, die als Freunde der Schule und Lehrer gekommen sind, um den Ehrentag der zürch. Lehrerschaft, die Synode, die zu besuchen ohne ganz zwingende Gründe kein Synodale unterlassen sollte, mitzufeiern.

Hochgeehrte Versammlung!

Als Sie vor einem Jahre in Zürich beschlossen, es solle die nächste ordentliche Synode in Wetzikon stattfinden, gaben Sie mir indirekt die Weisung, worüber ich in meinem heutigen Eröffnungswort zu Ihnen zu sprechen habe.

Der Chronikschreiber von Wetzikon, der originelle Lehrer Felix Meier (1829—1895) sagt in seiner höchst interessanten „Geschichte der Gemeinde Wetzikon“:

„Wo immer von einer vermehrten Bildung des menschlichen Geistes und der daherigen Veredelung des Volkslebens die Rede ist, da nimmt die Gemeinde Wetzikon unter allen

andern Landgemeinden des Kantons Zürich die erste Stelle ein; denn aus ihr sind Männer hervorgegangen, die sich auf dem Gebiete der Tonkunst und des Gesangwesens unsterbliche Verdienste erworben haben und deren Namen weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus bekannt geworden sind.“

Im Jahre 1859, da die Synode zum erstenmal auf diesem „klassischen“ Boden tagte, wurde, wie aus dem Synodalbericht hervorgeht, über die Sängermeister von Wetzikon nicht gesprochen. So will ich es nun heute tun.

Ich will versuchen, Ihnen in Kürze über Leben und Wirken dieser Begründer und Förderer des Volksgesanges das mitzuteilen, was ich für wesentlich erachte. Um ein einigermassen verständliches Bild zu zeichnen, werde ich nicht nur der Meister von Wetzikon, sondern auch noch einiger anderer Tonkünstler gedenken, die in der Geschichte des Volksgesanges eine ehrenvolle Stellung einnehmen. Daran anschliessend werde ich dann über unser heutiges Gesangvereinswesen noch einige kurze Bemerkungen machen.

Bei der Durchsicht des Materials, das mir für die folgenden Ausführungen zu Gebote stand, drängte sich mir der Wunsch auf, es möchte eine kundige Hand eine einlässliche, gründliche Geschichte des Volksgesanges (inklusive Kirchengesanges) in Verbindung mit einer Geschichte des Gesangunterrichtes schreiben. Die Aufgabe ist gross und deren richtige Lösung nicht leicht. Aber Tausende von Schweizer-sängern, vorab alle Lehrer, wären sicher sehr dankbar für ein solches Werk, das ungleich höhern Wert hätte, als die bis jetzt über diesen höchst wichtigen Gegenstand erschienenen kleinern und grössern Brocken.

Welcher von den vielen hier weilenden Meistern des Gesanges greift nach dieser Nebenbeschäftigung? Sie würde „von oben“ jedenfalls nicht angefochten werden

* * *

Der erste Sängermeister von Wetzikon, Joh. Schmidlin, strebte vor allem eine Umgestaltung des Kirchengesanges an. Es ist darum nötig, aus der Geschichte des Kirchengesanges

einige kurze Angaben zu machen. — Wie aus Originalakten hervorgeht, wurden im Kanton Zürich am frühesten (schon um 1540) in der Kirche zu Seuzach Psalmen gesungen und zwar von Kindern. Der musikliebende Pfr. Goldschmid zu Seuzach hatte ein Musikwerk geschaffen, das bisher ungekannte Vorzüge besass: „Jetlicher Vers war besonders genotirt und jetliche Noten stand ob der ihr zugehörenden Sylbenn.“ Winterthur, in dessen Schulen schon früh eifrig gesungen wurde, führte den Kirchengesang 1559 ein. Gesungen wurden, nur von den Knaben, „Psalmen oder sunst ein geistliches Gsang“. In Zürich begann der Psalmengesang erst dreissig Jahre später.

Die Psalmlieder wurden zunächst nur einstimmig gesungen. 1565 aber erschien ein französischer Psalter (Psalmensammlung) mit vierstimmigem Tonsatz von Claude Goudimel. Dieses köstlichen Liederschatzes bemächtigte sich ein Königsberger Professor, Ambrosius Lobwasser (1515—1585). Er übersetzte die Psalmen, brachte sie in Reime und gab sie 1573 als deutsches Psalter heraus. Etwa 200 Jahre lang wurden nun von unserm Volke in Kirchen und auch an andern Orten Lobwasser-Psalmen gesungen. Sehr langsam zwar brach sich die Einführung des Kirchengesangs Bahn. Erst gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde in unsren Kirchen allgemein gesungen (der Kirchengesang zu Wetzikon datiert aus dem Jahre 1636); doch gab es noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts einzelne Gemeinden im Kanton Zürich, die sich gegen die Einführung des Kirchengesanges sträubten. Da das Singen weltlicher Lieder damals verpönt war, so wurde dafür das Psalmensingen gar emsig betrieben, aber wie es scheint hie und da am unrechten Orte; denn um die Mitte des 17. Jahrhunderts mussten die Pfarrer auf einen Ratsbeschluss hin alles Volk von der Kanzel ermahnen, „das gottselig Psalmengsang nit zu bytriben by den Mahlziten und wo man sunst by dem trunk zusammenkumpt und man ganz voll und toll sey“.

Gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts machte sich vielfach das Bestreben geltend, die nüchterne

Sprachweise der Lobwasser'schen Psalmen zu verbessern. Es erschienen eine Reihe von Umarbeitungen des Psalmenbuches; allein keiner dieser „verbesserten Lobwasser“ vermochte durchzudringen. Dagegen erzielten die musikalischen Werke von *Hs. Kasp. Bachofen*, Gesanglehrer in Zürich (1692—1755) und von *Joh. Schmidlin*, Pfarrer in Wetzikon, sehr grosse Erfolge und bahnten einen Umschwung im Kirchengesang an. Noch 1803 wurde Bachofens Hauptwerk, das „Musikalische Halleluja“, neu aufgelegt. Es enthielt religiöse Lieder und wirkte hauptsächlich durch die echte Volkstümlichkeit seiner Weisen. Noch zu meiner Jugendzeit wurden in meinem heimatlichen Dörfchen in den „Lichtstubeten der Alten“ Bachofen- und Schmidlilieder gesungen. Einzelne dieser originellen Weisen könnte ich noch heute anstimmen.

Von grösserer Bedeutung als Bachofen war *Joh. Schmidlin*, geboren in Zürich am 22. Mai 1722, Pfarr-Vikar in Dietlikon von 1744—1754, Pfarrer in Wetzikon bis zu seinem Tode. Er starb am 5. Nov. 1772. — In der Vorhalle dieser schmucken Kirche finden Sie den Denkspruch, den Lavater in Zürich zu Ehren des grossen Musikers verfasste:

„Der treue Hirt ruht an des Tempels Seite,
Wo er von Gott nur sprach und sang.
Verstimmt nicht nur, zerrissen ist die Saite,
Die seelenvoller täglich klang.
Er ist es wert, dass Greis und Jüngling weine,
Wert, dass er unvergesslich sei,
Und wert, dass sich die himmlische Gemeine
Des neuen Sänger Gottes freu'!“

Während seiner Vikariatsjahre in Dietlikon schuf Schmidlin sein grosses Gesangbuch „Singendes und spielendes Vergnügen reiner Andacht“ und liess es 1752 bei Bürkli in Zürich drucken. Das Werk enthielt auf 950 Seiten 259 vierstimmige und 214 einstimmige Lieder mit beziffertem Bass. Die 5. Auflage erschien 1792, also 20 Jahre nach dem Tode des Autors. 1857 liess die Gemeinde Wetzikon einen Auszug aus dem grossen Gesangbuch von Joh. Schmidlin erstellen, 80 Lieder enthaltend, und noch jetzt im 20. Jahrhundert er-

schallen in diesem Gotteshause neben den Chorälen des Kirchen-gesangbuches die Schmidlin'schen Figuralgesänge. Wetzikon ist stolz auf seinen Schmidlin, und mit Recht.

Das „Singende und spielende Vergnügen“ fand durch die Wärme der Lieder, die man bei Lobwasser ganz und gar vermisste, und durch das ungemein Anziehende und Volks-tümliche sehr schnelle und überaus grosse Verbreitung. Allerdings fand die Liedersammlung nicht allgemeinen Eingang in den Kirchen unseres Landes — die Weisen waren den zähen Anhängern am Alten viel „z'durenand“ —; um so heimischer wurde sie in Familien und in Kreisen von Freunden geistlichen Gesanges.

Schmidlin selbst gründete schon 1755 die erste Sing-gesellschaft des Kantons Zürich, den Gesangverein Wetzikon, der Jahrzehnte lang gegen 200 Mitglieder zählte. Wem gelingt es heutzutage, in einer Landgemeinde — Wetzikon zählte damals za. 1600 (jetzt gegen 6000) Einwohner — einen solchen Gemischten Chor zu schaffen?

Jeden Sonntag wurde nach beendigter Kinderlehre etwa zwei Stunden lang in der Kirche geübt. Die Übungsstunden hießen darum auch „Nachgesang“. Bald glich die ganze Gemeinde Wetzikon einem grossen Sängerverein, fast in jeder Familie wurde ein- und mehrstimmig gesungen. Bei jedem Gottesdienste wurden Choräle und Figuralgesänge vorgetragen.

Die Amtsnachfolger Schmidlins sorgten dafür, dass Wetzikon der Ruf als erste Sängergemeinde des Kantons Zürich verblieb. Nach 1820 fanden die Lieder von Hans Georg Nägeli Eingang. 1823 gründete Hs. Konrad Nägeli, Pfr. zu Wetzikon, der Bruder des Komponisten Nägeli, einen Männerchor. Um die Mitte der dreissiger Jahre entstanden ferner in den einzelnen Ortschaften der Gemeinde Wetzikon Lokalvereine für Männer- und Gemischte Chöre, was die Auflösung der von Schmidlin ins Leben gerufenen Singgesell-schaft zur Folge hatte. — Mit den dreissiger Jahren war eine neue Zeit angebrochen, das Volks- und Gesellschaftslied wurde nun eifrig gepflegt; das grosse Schmidlin'sche Gesang-

buch war den Sängern der Regenerationsperiode zu — sagen wir zu „schwer“ geworden.

Schmidlin hatte 1768 in Wetzikon auch eine Musikgesellschaft geschaffen, die eifrig Instrumentalmusik pflegte. Viele Jahre lang leisteten die von Schmidlin gegründeten Gesellschaften in musikalischer Beziehung Grosses. Die Musikgesellschaft ging einige Jahre vor der Singgesellschaft ein.

Zwei weitere Tonmeister von Wetzikon hat Joh. Schmidlin „entdeckt“: *Heinrich Egli* von Seegräben, Pfarrei Wetzikon (1742—1810) und *Joh. Jakob Walder* von Unterwetzikon (1750 bis 1817). Bei häuslichen Besuchen wurde Schmidlin auf die vorzüglichen Musikanlagen der Knaben aufmerksam und gab ihnen Unterricht in der Musik. Egli kam dann durch Schmidlins Vermittlung in eine musikalische Familie in Zürich, wo er eine sorgfältige und gründliche Ausbildung erhielt. Von 1780 an gab er musikalische Arbeiten verschiedener Art heraus. Erreichen seine Kompositionen auch nicht die Bedeutung der Schmidlin'schen, so ist doch sein Verdienst um Förderung des Kirchengesanges nicht geringer als das seines Lehrers. Seine meisterhafte Stimmführung wurde auch von Hs. G. Nägeli rühmend anerkannt. An der Herausgabe des alten Zürch. Gesangbuches (1786) (durch Prof. J. Däniker) hatte Egli wesentlichen Anteil. Unser heutiges Kirchengesangbuch enthält von Egli mehrere schöne Kompositionen, die Sie schon häufig gesungen haben.

„Erhör' o Gott das heisse Fleh'n“
 „Gott ist mein Hirt“
 „Die Himmel erheben des Ewigen Ehre“.

Joh. Jakob Walder, der nur von Schmidlin Unterricht empfing, wurde ebenfalls ein guter Sänger und Musiker. Grosses Verdienst erwarb er sich namentlich durch seine im Jahre 1788 erschienene „Anleitung zur Singkunst in kurzen Regeln für den Lehrer und stufenweiser Reihe von Übungen und Beispielen für Schüler zum Gebrauche in vaterländischen Schulen“. Diese „Anleitung“ erlebte viele Auflagen und war

nicht nur in der Schweiz, sondern auch in ganz Deutschland bekannt.

Walder betrat noch jung an Jahren die politische Laufbahn, wurde Untervogt im Amte Grüningen, Ratsherr, Gerichtspräsident und starb 1817 als Oberrichter. In allen seinen Stellungen blieb er ein eifriger Freund und Förderer der edlen Tonkunst.

Die genannten Tonmeister überragt bei weitem *Hans Georg Nägeli*, der ein halbes Jahr nach Schmidlins Tod, am 26. Mai 1773 im Pfarrhause zu Wetzikon geboren ist. Sein Vater Hans Jakob Nägeli, der Amtsnachfolger Schmidlins, stand an der Spitze des Sängervereins und der Musikgesellschaft von Wetzikon. Schon als zehnjähriger Knabe leitete Hans Georg nicht selten an Stelle seines Vaters die Übungen des Kirchengesangvereins, und er soll hiebei allfällige Miss töne herausgehört haben wie heutigentags ein alter Kampf richter. Leider verdarb der junge Musiker während der Zeit des Stimmbruchs seine schöne Stimme. Mit 17 Jahren kam Nägeli zu seiner weitern musikalischen Ausbildung nach Zürich. Neben Klavier und Harfenspiel beschäftigte er sich sehr eifrig mit Kompositionslehre. Mit 140 fl., die ihm sein Vater vor streckte, gründete er, erst 18 Jahre alt, eine Musikalien handlung und -Leihbibliothek. Gleichzeitig begann er eifrig zu komponieren. Eine seiner ersten Leistungen war die Umarbeitung eines englischen Musikstückes, dem er Usteris „Freut euch des Lebens“ als Text unterlegte. Das an sprechende Lied verbreitete sich mit Windeseile und wird noch heute in fünf Erdteilen gesungen. Rascher Beliebtheit erfreute sich auch das anmutige: „Goldne Abendsonne“.

1805 gründete Nägeli in Zürich einen Gemischten, einen Kinder- und einen Harfen-Chor, komponierte mit wahrem Feuereifer für diese Chöre Kantaten, Motetten, Chorlieder, Cantus-Firmus-Chöre und erregte durch seine musikalischen Aufführungen Aufsehen und freudiges Erstaunen. Unter den Harfnerinnen waren die schönsten und vornehmsten Zürcher Damen.

Nägelis „Singinstitut“ erweiterte sich rasch. Im Oktober 1808 kam ein Männerchor hinzu, und zum ersten mal hörte man in Zürich vierstimmigen Männergesang ohne Begleitung. Die von Nägeli vom Jahre 1812 an veranstalteten, regelmässigen Aufführungen wurden nicht nur von einheimischen Musikfreunden stark besucht, auch aus dem Ausland kamen berühmte Komponisten und Virtuosen, um den originellen Vorträgen zu lauschen. Zum grössten Leidwesen Nägelis löste sich das „Singinstitut“ im Jahre 1824 auf. Nägeli hielt sich damals, hauptsächlich musikalischer Studien wegen, längere Zeit in Frankfurt auf und wurde dort hoch gefeiert. Neider und Gegner seiner Bestrebungen verbreiteten nun in Zürich das Gerücht, Nägeli werde sich dauernd in Frankfurt niederlassen.

Im Jahre 1810 erschien im Einvernehmen mit Pestalozzi die „Gesangbildungslehre nach pestalozzischen Grundsätzen, pädagogisch begründet von Michael Traugott Pfeiffer, methodisch bearbeitet von Hans Georg Nägeli“ und 1817 die „Gesangbildungslehre für den Männerchor, mit zahlreichen Liedern für vierstimmigen Männerchor“. Merkwürdigerweise brachte die „Gesangbildungslehre“ grosse Enttäuschung. Das Werk, so vortrefflich es in einzelnen Teilen an und für sich war, in der Volksschule — und für sie war es bestimmt — konnte man es nicht wohl brauchen. Wer sollte es glauben: das Ganze war in seiner methodischen Anordnung dem Pestalozzi'schen Prinzip der Anschauung zuwiderlaufend. Immerhin bleibt vieles, was in dem Nägeli'schen Werke niedergelegt ist, für alle Zeiten wertvoll. Lesen Sie gelegentlich nach!

Nicht ohne Mühe, und erst nachdem der auch im Ausland schon hochgeehrte Komponist vor den strengen „Schulherren“ eine „Prüfung“ abgelegt hatte, erhielt Nägeli im Jahre 1815 die Stelle eines Musiklehrers an der Bürgerschule im Grossmünster zu Zürich. Dem Gewählten wurde aber zugemutet, nicht nach seiner Gesangbildungslehre zu unterrichten. Nägeli war entrüstet, wurde aber von Linth - Escher mit den Worten beruhigt:

„Unterrichten Sie, wie Sie wollen; wenn Sie nur Ihr Buch nie in die Schule nehmen.“

Nägelis Ziele gingen allerdings weit über den engen Schülerkreis hinaus. Er wollte durch seine Musik Lehrer des ganzen Volkes werden, der Gesang sollte Gemeingut aller Volksschichten sein. In der Tat wurden seine Männerchorlieder, die mit schönen und schlichten Worten und Weisen den Gefühlen für bürgerliche Freiheit und edle Geselligkeit Ausdruck verschafften, zu einem vortrefflichen nationalen Bildungsmittel. Welche Wirkung Lieder, wie:

„Stehe fest, o Vaterland!“,
 „Nation! Wie voll klingt der Ton!“,
 „Wer ist gross?“,
 „Wir fühlen uns zu jedem Tun entflammet“,
 „Wer singt nicht gern, wenn Männerkraft sich auf im
 Liede schwingt?“

in den Zeiten der auflebenden Volkskraft ausgeübt und wie viel sie zur Stärkung des Volksbewusstseins beigetragen haben, lässt sich heute kaum mehr ermessen. Nicht weniger wirkungsvoll waren seine Lieder religiösen Inhalts, die, wie die bereits genannten, auch unvergänglichen Wert haben.

Für Männerchor:

„Es lag in Nacht und Graus die Erde“;
 „Der Mensch lebt und bestehet nur eine kleine Zeit“;
 „Wir glauben all' an einen Gott“;
 „Nach der Heimat süsser Stille sehnt sich heiss mein
 müdes Herz.“

Für Gemischten Chor:

„Ob der Sterne Myriaden“;
 „Heilig sei dir jede Stelle, wo die Liebe dir genaht“;
 „Dich will ich o Jehovah loben“.

Choräle, wie:

„O Hirt, du getreuer“;
 „Erhöhst die prächtigen Pforten der Siege“;
 „Nein, ich will nicht sorgen“;
 „Daheim ist's gut!“.

Kinderlieder:

„Der auf Himmels Auen“;
„Lobt froh den Herrn“.

Überall im Lande regte sich die Sangeslust, bildeten sich kleinere und grössere Gesangvereine und Verbindungen von Einzelchören. So entstand 1825 der „Sängerverein am Zürichsee“; im Oktober 1826 stifteten in Zürich 76 Männer, sehr verschiedenen Ständen angehörend, unter Nägelis Leitung den „Sängerverein Zürich“, der zu Ende des Gründungsjahres schon 154 aktive Sänger zählte, 1828 gründete Nägeli den ersten Frauenchor, und in demselben Jahre konstituierte sich der „Limmattalgesangverein“. Von der 1826 erschienenen Nägeli'schen Liedersammlung „Schweizerischer Männergesang“ wurden in ganz kurzer Zeit 4000 Exemplare abgesetzt. 1835 konnte Nägeli in die Leipziger Musikzeitung schreiben: „Wir haben gegenwärtig in der Schweiz wenigstens 20,000 kunstgerecht zu nennende Sänger, welche Mitglieder von Gemeinde-, Kreis- oder Kantonsvereinen sind. Ohne meine Gesanglehre und meinen Singstoff wären statt der 20,000 Figuralsänger wohl kaum 2000 und diese meist nur in den Städten.“ — Wie gross ist wohl heute die Zahl der „kunstgerechten Sänger“ in der Schweiz?

Dass Nägeli ein grosser und allezeit kampfbereiter Politiker war, ist Ihnen bekannt. Diese Seite seiner Tätigkeit kann ich nicht einmal streifen, wie denn auch das über den Musiker Nägeli Gesagte eben hier nur Skizze sein kann.

Unerwartet schnell musste der rastlose Mann, der während seiner Laufbahn über 2600 grössere und kleinere Arbeiten auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft vollendet und noch eine Menge anderer begonnen, sich zur Ruhe legen. Am 26. Dezember 1836, während die Glocken zur Weihnachtsandacht riefen, schlummerte der Stifter der Volksmännerchöre, der Vater des eigentlichen Volksgesanges hinüber in die Gefilde, „die ihm Harmonie'n sonder Misston boten“.

Am 1. Juni 1837 fand in der Fraumünsterkirche in Zürich eine erhebende Totenfeier statt, und am 16. Oktober 1848

wurde auf der hohen Promenade das Nägeli-Denkmal eingeweiht. Eine Inschrift lautet — es sind Nägelis eigene Worte —:

„In der Lichtwelt der Kunst bleibt ewig das Wesentlichste und Bildendste das in schöner Tonform gesungene Wort.“

Wir ehren das Gedächtnis des Sängervaters am besten, wenn wir seine prächtigen Lieder häufig singen.

Ein unmittelbarer Schüler, ein würdiger Nachfolger Nägelis war *Joh. Rudolf Weber*, geboren in Wetzikon am 29. September 1819. Von Pfarrer Hs. Konrad Nägeli, dem Bruder von Hans Georg Nägeli (gestorben 1828) und Pfarrer Hug, dessen Amtsnachfolger, erhielt Joh. Rud. Weber den ersten musikalischen Unterricht. Im Jahre 1832 wanderte der 13-jährige Musiker eines Tages mit seinen ersten Kompositionen, zwei-, drei- und sogar vierstimmigen Liedern, zu Hs. Georg Nägeli nach Zürich. Der Meister sah wohlwollend diese Erstlingsarbeiten durch, gab dem jungen Komponisten fruchtbare Winke undmunterte ihn zu weitern Arbeiten auf. 1835 trat Rud. Weber ins Seminar Küsnacht ein, wo er sich, so viel es anging, mit Musik beschäftigte. Auf Wunsch Scherrs erteilte er einer Seminarklasse während eines Semesters Gesangunterricht. 1837 wurde Weber Elementarlehrer in Hirslanden. Das gewöhnliche Schulehalten behagte aber dem Musiker, der sich zum Ziel gesetzt, Nägelis Werk fortzusetzen und wie dieser durch edeln Volksgesang auf Hebung und Reinigung des Volkslebens hinzuwirken, nicht recht. Zunächst erteilte er seinen Schülern einen Gesangunterricht nach eigener Methode und veranstaltete kleine Gesangsaufführungen mit ihnen. Durch die Bemühungen Scherrs erhielt Weber im Frühjahr 1839 400 alte Franken Staatsunterstützung mit dem Auftrag, sich in Deutschland noch weiter in der Musik auszubilden. Silcher in Tübingen wurde sein erster Lehrer. Hernach besuchte er die Musikschule in Esslingen, wo er sehr eifrig und gewissenhaft studierte und seine originelle Unterrichtsmethode in einem Tabellenwerk veröffentlichte.

Auch gab er in dieser Zeit „43 Liedchen für den ersten Gesangunterricht“ heraus. In kurzer Zeit wurden mehr als 100,000 Exemplare des Büchleins abgesetzt.

Mit dem September 1839 war in Zürich eine neue, allerdings keine schöne Zeit angebrochen. Weber erhielt die Staatsunterstützung nicht mehr und kam 1840 in seine Heimat zurück. Unsere neue Regierung hatte keine Verwendung für den tüchtigen, jungen Mann! Er erhielt dann zunächst eine Anstellung in einer Erziehungsanstalt in Wangen a./A., wurde aber schon 1842 Musiklehrer am Seminar in Münchenbuchsee. Hier wirkte er sehr erfolgreich und arbeitete fast ununterbrochen. Er schrieb seine vierbändige Gesanglehre, die alle bisherigen Werke ähnlicher Art weit übertraf, gab Liedersammlungen für die Schüler und „Religiöse Gesänge für Männerchor“ heraus. 1847 wurde er Direktor des bernischen kantonalen Gesangvereins, und er hat als solcher ein ebenso reges wie gesundes Sängerleben im Kanton Bern geschaffen.

1852 fegte ein politischer Umschwung mit Seminardirektor Grunholzer auch Weber und andere Lehrer vom Seminar Münchenbuchsee weg. Weber zog nach Bern und gründete eine Privatmusikschule und Klavierhandlung, wodurch er sich eine lohnende Existenz schuf. Daneben dirigierte er die „Liedertafel“ und später den „Frohsinn“ Bern.

Als 1860 in Bern anderer politischer Wind wehte, wurde Weber wieder Gesanglehrer in Münchenbuchsee, wo er im gleichen Sinn und Geist wie früher sehr eifrig arbeitete. 1865 erschien von ihm ein Heft „Lieder und Übungen“, das binnen weniger Monate in 20,000 Exemplaren verbreitet war. In dieser Zeit arbeitete er die obligatorischen Gesanglehrmittel für die bernische Volksschule aus, die dann mit etwelchen Abänderungen in den Kantonen Zürich, St. Gallen und Appenzell, teilweise auch Aargau, Thurgau, Schaffhausen und Solothurn Eingang fanden.

Seit 1860 nahm Weber, zum Ehrenmitglied gewählt, im Musikkomité des eidgen. Sängervereins eine hervorragende Stellung ein. An allen eidgen. Sängerfesten von 1860—1872

wirkte er im Kampfgericht und war öfters dessen Präsident. Im „Schweiz. Sängerblatt“, das Rud. Weber 1861 gründete und bis zu seinem Tode mit grossem Geschick redigierte, hat er für das gesamte Sängerleben der Schweiz viel Gutes getan. Von seinen Kompositionen für Männerchor ist am bekanntesten geworden: „Es lebt in jeder Schweizerbrust ein unnennbares Sehnen.“

Es war J. Rud. Weber kein hohes Alter beschieden. Die unausgesetzte vielseitige Tätigkeit verzehrte frühzeitig seine Kräfte. Nach kurzer Krankheit trat unerwartet schnell der Tod an ihn heran; am 22. September 1875 erlag er einem Schlaganfall.

J. Rud. Weber hat mit gutem Recht auch den ehrenden Beinamen „Sängervater“ erhalten. Als ächter Jünger Nägelis hat er sein Leben lang darnach gestrebt, „in Jugend und Volk durch Liebe zur reinen Harmonie der Töne die Harmonie braver Gesinnung und Gesittung zu wecken“.

Der letzte, künstlerisch am höchsten stehende Tonmeister von Wetzikon ist *Gustav Weber*, geboren am 30. Oktober 1845, Sohn von J. Rud. Weber. 1860 wurde der 15-jährige Knabe Musiklehrer in einem Blindeninstitut in Lausanne. Schon ein Jahr später kam er an das Konservatorium in Leipzig, wo er sehr eifrig seinen Studien oblag. Mit seinen Arbeiten ging Gustav Weber immer streng ins Gericht. Was er am Abend geschrieben, taxierte gar oft am folgenden Morgen die selbstquälerische Eigenkritik als „dummes Zeug“. Gustav Weber nahm es sehr ernst mit der Kunst; darum ist er kein Vielschreiber geworden. 1864 wurde seine Ouverture zu „König Lear“, die ihm in Leipzig einen Ehrenpreis eingetragen hatte, in Bern aufgeführt. Nachdem Weber bei Vinzenz Lachner in Mannheim sich ein Jahr lang eifrig mit Kontrapunkt und Direktionsübungen beschäftigt und vorübergehend in Aarau den „Cäcilienverein“ dirigiert hatte, kam er im Mai 1866 nach Zürich. Auf das Drängen seines Vaters hin erschienen in diesem Jahre verschiedene Originalkompositionen von G. Weber, so eine Hymne und 11 Kampf- und Freiheitsgesänge

für Männerchor, darunter das bekannte: „Trau deinem Mut!“. Der allezeit bescheidene Komponist nannte diese prächtigen Lieder „steife und trockene Dinger, die niemandem gefallen werden“.

Von November 1867 bis Herbst 1869 war G. Weber Organist in Meilen, wohnte aber in Zürich. Ende 1869 ging er dann nach Berlin, um sich bei Tausig im Klavierspiel noch mehr zu vervollkommen. Im April 1870 wurde am grossen Beethovenfest in Weimar auf Veranlassung von Liszt Webers symphonische Tondichtung „Zur Iliade“ aufgeführt. Nach strengem Studium kehrte Weber im Oktober 1870 zu seinem Vater zurück. Im Jahre 1872 wurde er als Organist an die Kirche zum St. Peter in Zürich berufen. Als Künstler fand er immer grössere Anerkennung. 1876 nahm er die ihm angebotene Stelle eines Organisten am Grossmünster Zürich an. Die neuerstellte Orgel im Grossmünster, bei deren Bau er ständiger Berater gewesen war, hatte es ihm angetan.

Endlich war nun G. Weber ein Wirkungskreis geworden, in welchem er sein reiches Wissen und Können entfalten konnte, und es zeigen uns die zehn folgenden Jahre den Künstler in der Fülle seiner Schaffenskraft. Er ist ausübender Musiker, feiner Komponist, vortrefflicher Lehrer und Dirigent. Mit welcher Meisterschaft hat G. Weber die Orgel gehandhabt! Viele von Ihnen haben ihn spielen hören und erinnern sich gewiss mit mir, Welch unsagbaren Eindruck seine Orgelvorträge machten. Im Jahre 1877 übernahm Gustav Weber die Direktion der „Harmonie Zürich“ und wurde Lehrer am städtischen Realgymnasium, am Gymnasium der Kantonsschule und an der Musikschule. In allen seinen Stellungen hat er Vorzügliches geleistet. Neben seiner reichen Lehrtätigkeit fand er noch Zeit und Stimmung, Kompositionen zu schaffen, die seine feine Künstlernatur in hohem Glanze zeigen. Ich nenne: Klavier- und Violinsonaten, ein Klaviertrio, ein Klavierquartett, Duette für Sopran und Alt, Elegien, Altdeutsche Volkslieder für Männerchor, Waldweben.

Von sehr grosser Bedeutung war seine Mitwirkung bei der Herausgabe unseres jetzigen Kirchengesangbuches. Nach dem Tode Heims (1880) wurde G. Weber Hauptarbeiter der „Zürcher Liederbuchanstalt“, und es erschien unter seinem Namen ein Band Männerchöre, der 12 Originalkompositionen und über 30 Arrangements von ihm enthält. 1886 erschien das „Liederbuch für den schweiz. Wehrmann“. Unvergessen wird bleiben, was er für die zürch. Volksschule Gutes getan mit seinem „Gesangbuch für Ergänzungs-, Sing- und Sekundarschulen“. Für die Vorzüglichkeit dieses Lehrmittels spricht am allermeisten der Umstand, dass die zürch. Lehrerschaft zwei Jahrzehnte lang nichts daran auszusetzen hatte. Das will viel sagen!

Nach dem Tode seines Vaters übernahm G. Weber die Redaktion der „Schweiz. Musikzeitung“ und gab dem Blatte durch seine vielen Originalarbeiten neuen Aufschwung.

Dass G. Weber seines Ursprungs eingedenk blieb, beweist ein Legat von 2000 Fr., das er nach dem Ableben seines Vaters der Gemeinde Wetzikon machte. Nach dem Wunsche des Stifters soll der Zins alljährlich unter diejenigen Schüler verteilt werden, die sich durch gute Leistungen im Vomblattsingen einer Übung und im Vortrag eines Liedes, auch im Violinspiel auszeichnen. Das erste Preissingen und Preisspielen fand im Jahr 1880 statt. Im Laufe der verflossenen zwanzig Jahre kamen die Schulbehörde von Wetzikon dazu, in der Art und Weise der Verwendung der Zinsen eine Änderung eintreten zu lassen; immerhin geschieht es im Sinn und Geist des Geberts.

Dem gesegneten Wirken G. Webers wurde unerwartet schnell ein jähes Ende bereitet. Im Frühling 1886 begann die Gesundheit des scheinbar sehr rüstigen Mannes zu wanken. Weder ein Sommeraufenthalt in Engelberg, noch ein Winteraufenthalt in Italien brachten Genesung. In Palermo empfing der Patient die Nachricht, die Stadt Zürich habe ihm das Bürgerrecht geschenkt, welche Ehre ihm grosse Freude bereitete.

Im Frühling 1887 kehrte G. Weber als gebrochener Mann nach Zürich zurück. Am 12. Juni schon erlöste der Todesengel den grossen Künstler, den guten Menschen von schweren Leiden.

* * *

Der Same, den die Sängermeister von Wetzikon ausgestreut, ist auf guten Grund gefallen. Unser Gesangwesen entwickelte sich in nie geahnter Weise. Die Bestrebungen Nägelis, Rudolf Webers, dem Volksgesang in allen Gauen unseres Vaterlandes Eingang zu verschaffen, hat der im Dezember 1880 verstorбene Ignaz Heim in hervorragender Weise gefördert. Seine Liedersammlungen, namentlich das von ihm redigierte „Synodalbuch“, haben die weiteste Verbreitung gefunden. Als Förderer des Nägeli'schen Werkes im Kanton Zürich verdienen auch erwähnt zu werden: J. J. Dändliker, Kreislehrer in Stäfa, Pfarrer Math. Pestalozzi in Richterswil, Hans Ulrich Wehrli von Höngg, der Schöpfer von: „Lasst hören aus alter Zeit“, Jak. Baur, Lehrer in Zürich († 1900). Jetzt lebende Komponisten, die für Hebung des Volksgesanges ebenfalls Gutes getan und noch tun, will ich nicht nennen.

Und trotz all des Schönen, das zu Gunsten unseres jetzigen Gesangwesens gesagt werden kann, möchte ich die Frage aufwerfen: Sind wir mit unserem gegenwärtigen Betrieb des Singens in unsren Gesangvereinen auf der richtigen Bahn? Es darf ruhig geantwortet werden: Wir sind auf Abwege geraten. Wohl hat sich die Zahl der Gesangvereine und Sängerfeste vermehrt — im Kanton Zürich haben wir allerdings, wie es scheint, noch viel zu wenig Sängerfeste; darum müssen alljährlich Dutzende von Vereinen die Feste anderer Kantone besuchen — wohl hat, weil mit der Entwicklung des Gesangwesens im engsten Zusammenhang stehend, die Kultur der Lorbeerpfanzen rasch zugenommen, wohl werden die Gesangübungen, wenn für einen „bessern“ Verein eine Kranzjagd bevorsteht, verdreifacht, und mancher Direktor drillt darauf los, dass den Sängern fast übel wird, wohl wird am Tage des Haupttreffens von vielen Vereinen — alle glauben

es zu tun — so sauber gesungen, dass nur ganz kühne Kampfrichter es wagen, einige leise Andeutungen von einem etwas verschwommenen cis oder gis zu machen, allein mit wahrem Volksgesang haben alle diese Erscheinungen — und es könnten deren noch viele angeführt werden — gar nichts zu tun. Ja, es darf behauptet werden: Je mehr Kränze und Becher im lieben Vaterlande „verschwellt“ werden, um so weiter irren wir vom richtigen Pfade ab.

So lange es noch vorkommt, dass es als eine Art Landesunglück angesehen wird, wenn Vereine aus einem Sängerkrieg ohne Lorbeerkrantz heimkehren, wenn der Direktor eines solchen „bedauernswerten“ Vereins im Falle eines so unerhörten Misserfolges Gefahr läuft, sofort abgesetzt zu werden — ein „Kann-Nichts“ bleibt er in den Augen der „besten“ Sänger jedenfalls — wenn die Kampfrichter sich ihres — natürlich unmotivierten Urteils wegen mehr als nur Unartiges sagen lassen müssen u. s. w., u. s. w., so lange können wir wohl kaum behaupten, unsere Sänger singen aus Freude am schönen Volksgesang.

Einsichtige Männer haben schon längst auf den Verfall des eigentlichen Volksgesanges hingewiesen und Mittel und Wege vorgeschlagen, wie den tatsächlichen Übelständen — ich habe deren einzelne schüchtern angedeutet — abgeholfen werden könnte. Und es verdient erwähnt zu werden, dass die Gesangskommission unserer Synode die Initiative ergriffen hat, um Wandel zu schaffen. Sie trachtet sogar darnach, den „Lorbeerzopf“ zu beseitigen. Schon haben mehr als 200 Gesangvereine des Kantons Zürich eine Vereinigung gebildet und Statuten angenommen, die Bestimmungen enthalten, die Übelstände an unsren Sängerfesten zu beseitigen geeignet sind. In billigen gemeinsamen Festheften soll neben neuern Kompositionen auch das eigentliche Volkslied Aufnahme finden. Es steht zu hoffen, dass im zweiten Festheft — vom ersten wurden 10,000 Exemplare abgesetzt — diesem letzten Punkte erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt werde. Bereits haben die Vorstände einer Anzahl ausserkantonaler Gesangsverbände sich bereit erklärt, sich der erwähnten Vereinigung anzuschliessen,

und so ist Hoffnung vorhanden, dass wir unser auf wildbewegter See rollendes Gesangsschiff in ein richtiges Fahrwasser einlenken sehen.

Dieses Ziel wird um so eher erreicht werden, je mehr es sich die Lehrer zur Pflicht machen, den Gesangunterricht in der Schule im Sinne Ruckstuhls zu erteilen, der uns im Laufe dieses Jahres eine so vortreffliche „Anleitung zur Erteilung eines methodischen Gesangunterrichtes in der Primarschule“ beschert hat. Nehmen wir uns recht zu Herzen, was der tüchtige Methodiker im Vorwort seines Werkes empfiehlt und gehen wir dann noch einen Schritt weiter.

Ruckstuhl sagt am Schlusse der Vorrede: „Lassen wir unsren Sängervereinen das Jagen und Ringen nach Kränzen eiteln Ruhmes und erziehen wir in unserer Schule ein Geschlecht, welches das Kleinod des eigentlichen Volksliedes sich selbst zu hüten und zu erhalten befähigt ist und das mit Freuden sich wieder zu dem Dichterworte bekennt:

„Wir singen nicht um Gut und Geld
Und nicht aus eitler Pracht;
Nein, das was uns zusammenhält,
Es ist der Töne Macht.“

Der weitere Schritt, den wir Lehrer gehen sollten, wäre der: Mahnen wir ernstlich ab, wenn in einem Vereine, in dem wir ein Wort zu sprechen haben, nach „Kränzen eiteln Ruhmes gejagt und gerungen wird“, und seien wir unter Umständen stark genug, nicht mitzumachen, wenn Vereine, die auf Irrwegen wandeln, auf unser wohlgemeintes Mahnwort nicht hören wollen. Die Lehrerschaft des Kantons Zürich und der Schweiz bildet, wenn sie einig und fest ist, eine Macht, mit der auch die kranzlüsternsten Sänger und Direktoren zu rechnen haben.

Mögen die Bestrebungen der Sängermeister von Wetzikon auf dem Gebiete des edeln und veredelnden Volksgesanges unsere Lösung sein und immerdar bleiben!

(Ich erkläre die 69. ordentliche Versammlung der zürch. Schulsynode für eröffnet.)